

Sieben kehren heim [Fortsetzung]

Autor(en): **Renaud, Jeanne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 26

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646968>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SIEBEN KEHREN HEIM

JEANNE RENAUD

8. Fortsetzung

Er hatte sie gebeten, ihr Abendkleid von gestern Abend anzulegen. Als er ihr die Türe öffnete, stand sie draussen, mit einem Sportmantel und einer Kappe ange-tan, ein kleines Kofferchen in der Hand. Er konnte nicht umhin, zu lächeln; sie sah wie ein kleines Mädchen aus, das mit ihrem Geliebten über den Sonntag verreisen will.

«Da bin ich», sagte sie und zog die Kappe von ihrem hellen Haar, wie ein Knabe, der seine Reverenz macht. Sie brachte ihn in Verlegenheit, weil sie ihn um eine Tasse Tee bat.

Honegger war nicht da, wo in aller Welt waren der Tee, die Tassen, die Kanne? Aber sie half ihm, als sei es das Natürlichste von der Welt. So kam sie zu dem gewünschten Getränk.

«Ich war nämlich noch kurz bei Frau Schnewlin», erklärte sie ihm, «dann ging ich ein grosses Stück zu Fuss, daher bekam ich Durst. Frau Schnewlin näht heimlich Babywäsche.»

Er machte ein dummes Gesicht. Er hatte keine Vorstellung, was Frau Schnewlin mit Babywäsche anfangen könnte. Sie lachte.

«Die Gute hat in Erfahrung gebracht, dass die Schwiegertochter ein Baby bekommt, nun hofft sie und näht, näht und hofft. Sie ist eine tapfere Frau, die kleine Frau Schnewlin.»

Sybil sagte es so, als bedauere sie, ihr nicht ähnlich zu sein.

Ullmann blickte sie erstaunt an. Er hatte sich bisher eigentlich keine Gedanken darüber gemacht, was Sybil denken und empfinden könnte. Heute hatte er zum erstenmal den Eindruck, dass ihr Leben von ihr selbst als leer empfunden wurde, oder dass sie unglücklich sei.

«Was treiben Sie eigentlich immer, ich meine, wenn Sie nicht gerade hier sind oder auf eine langweilige Gesellschaft gehen?» fragte er geradeheraus.

Sybil errötete. «Ich zeichne ein wenig», sagte sie.

«Sie zeichnen? Und Sie zeigten mir nie etwas?»

«Nein, ich fing erst in Lugano wieder damit an.»

Sie erzählte ihm von den Kacheln und den ungarischen Motiven, die sie dafür ausgewählt hatte. Sie verschwieg aber natürlich ihre Meinungsverschiedenheit mit Micha über ihre Arbeit.

«Schade», sagte er, «Sie werden nie genügend verdienen, wenn Sie Kacheln malen. Oder Sie müssten es als Angestellte in einer Fabrik tun. Ich glaube aber kaum, dass Ihnen das zusagen würde.»

«Ja, ich weiss, es wird sehr schlecht bezahlt», gab sie zu.

Sie hatte sich also schon erkundigt! Ullmanns Erstaunen und Mitgefühl wuchsen.

«Was können Sie eigentlich sonst noch?»

fragte er. Und plötzlich fielen ihm Honeggers Worte ein:

«Sie wohnen in einem kleinen, billigen Hotel.» Auch Gérans verstörtes, veränder-tes Wesen war ihm nun verständlich.

Eine heisse Welle von Mitleid stieg in ihm auf. Sie beantwortete seine letzte Frage beschämt lächelnd.

«Ich kann leider gar nichts, einige Sprachen ausgenommen.»

«Welche Sprachen?» forschte er weiter.

«Oh, Ungarisch, Russisch, Deutsch, Englisch und ein wenig Italienisch.»

«Oho», machte er anerkennend. «Können Sie alle diese Sprachen, Russisch und Englisch vor allem, gut?»

«Russisch ist meines Vaters Sprache, und in England verbrachte ich einige Jahre, um Musik zu studieren. Aber das sieht nach einem Examen aus», fügte sie hinzu.

«Was würden Sie sagen, wenn Sie eine Stellung als Korrespondentin bekämen, mit — sagen wir — fünfhundert Franken Salär? Nun?»

«Ist das viel?» fragte sie und errötete diesmal tief.

«Das ist ein kleines Vermögen», sagte er feierlich und dachte an den kleinen, dicken Herrn Brunner. Er musste ihm helfen! Sie lachte und stand auf, um sich umzukleiden.

«Märchen sind schön», seufzte sie.

«Sie werden manchmal wahr», bemerkte Ullmann überzeugt.

Als sie in ihrem nilgrünen Kleid und dem schönen Goldschmuck, den er bereits kannte, im Sessel sass, fiel ihm auf, dass sie den Smaragd nicht trug, den er an der Grenze so sehr bewundert hatte. Er hätte so gut zu ihrem Kleid gepasst. Der Maler sprach es auch aus.

«Sie hätten den schönen Smaragd anlegen sollen, sonst keinerlei Schmuck. Es wäre vielleicht noch besser gewesen.»

Seine harmlose Bemerkung brachte sie vollkommen aus der Fassung. Ihre Lippen begannen zu zittern, ihre Augen wurden dunkel. Es schien ihm, als schimmerten Tränen darin.

«Ich verlor ihn», sagte sie gepresst.

Er hätte sich die Zunge abbeissen mögen vor Zorn auf sich selbst. Was für ein tolpatschiger Trottel war er doch!

«Wie schade», sagte er schnell leicht-hin. «Ich werde den Ring trotzdem malen.»

Er fürchtete plötzlich, sie könne aufstehen und davonlaufen. So blickte er erst wieder zu ihr hin, als er fühlte, dass sie sich beruhigt hatte.

Ullmann sprach tatsächlich einige Tage später mit Herrn Brunner. Der alte Herr empfing ihn vergnügt in seinem Büro und bot ihm den versprochenen Portwein an. Er fühlte sich in dieser Umgebung sichtlich wohler als auf der Gesellschaft seiner

Frau und gab seinen Gefühlen durch vermehrte Zugänglichkeit Ausdruck.

Obschon es Ullmann nicht leicht gefallen war, schon so eilig der freundlichen Einladung des alten Herrn Brunner zu folgen, hielt er es doch, nun er einmal da war, für das Beste, gerade auf sein Ziel loszu-steuern.

So erklärte er denn mit wenigen Worten, um was es sich handle. Herr Brunner erinnerte sich noch gut an Sybil. Es war nicht seine Art, sofort «ja» zu sagen, aber er erklärte sich bereit, Frau Gérans zu empfangen und sich den Fall durch den Kopf gehen zu lassen.

Ullmann wusste, dass eine solche Zu-sage bei Charakteren wie dem des Herrn Brunner einen vollen Erfolg bedeutete. So verabschiedete er sich in dem Bewusstsein, seine Absicht verwirklicht zu haben. Er stellte verwundert fest, dass seine Freude darüber grösser war, als sie beim Verkauf eines seiner Bilder hätte sein können.

Sybil wurde bald darauf zu Herrn Brunner gebeten. Sie hatte es bisher vermieden, zu Micha von ihrem Vorhaben zu sprechen und tat es auch heute nicht. Es war nicht nur die Furcht vor seinen unberechenbaren Reaktionen, die sie davon abhielt. Sie wollte vor allem erst den Erfolg ihres Versuches, eine Arbeit für sich zu finden, abwarten.

Sie war nervös und zitterte beinahe vor Furcht; sie hatte das Gefühl, zu versagen, ausgelacht, fortgeschickt zu werden. Sie wurde sich bestürzt darüber klar, dass ihre Nerven in letzter Zeit nicht standhielten. Die Sorge, die aufreibenden Szenen mit Micha, die Flucht aus der geliebten Heimat, die dem allem vorausgegangen war — auch die Tragfähigkeit ihrer jungen, gesunden Konstitution besass ihre Grenzen.

Für den Sportmantel war es heute zu warm. So zog sie das blaue Leinenkostüm an, das Micha in Lugano so gut gefallen hatte. Wenn er nur jetzt nicht käme, um sie zu fragen, wohin sie ginge!

Als sie die Türklinke bereits in der Hand hielt, läutete das Telephon. Sie erschrak und begann jetzt tatsächlich zu zittern. Zögernd nahm sie den Hörer ab.

Ullmanns feste, warme Stimme drang an ihr Ohr.

«Ich dachte nur, Sie hätten vielleicht Furcht vor dieser neuen Situation», sagte er beruhigend. «Ich wollte Ihnen Mut machen. Sie sind so bewundernswert tapfer. Alles geht gut, nicht wahr?»

Ein dünnes, zitterndes «Ja» kam über den Draht. Dann ein etwas festeres «Ich danke Ihnen!»

Darauf hatte sie den Hörer aufgelegt und lief davon, als fürchte sie, man könnte sie gewaltsam zurückhalten.

In Herrn Brunners Arbeitszimmer fühlte sich Sybil seltsamerweise bedeutend ruh-



ger, als sie es vorher gewesen war. Der alte Herr brachte zuerst die Portweinflasche und nötigte sie, zu trinken; dann begann das Examinieren, das sie bereits bei Ullmann hatte bestehen müssen.

Herr Brunner zeigte sich von dem Ergebnis befriedigt. Er wollte sie auf seine Kosten das Maschinenschreiben lernen lassen, während sie bei ihm arbeitete.

«Wir lernen es hier sozusagen in der Schule», fügte er erklärend hinzu.

Er wollte ihr noch Bescheid geben, stellte ihr aber eine Anstellung für den 15. Juni in Aussicht. Salär Fr. 300.—. Später, wenn sie die Maschine beherrschen gelernt habe, solle sie 350.— erhalten.

Sybil glaubte, sie träume. Sie hatte niemals zu hoffen gewagt, dass sie zu richtiger Arbeit nütze sein könne. In der letzten Zeit hatte sie unter ihrer eigenen Unfähigkeit, auf eigenen Füßen zu stehen, so sehr gelitten.

Nun konnte sie sogar Micha helfen, und auch er würde etwas finden, ganz gewiss! Als sie gehen wollte, hielt Herr Brunner sie noch einmal zurück.

«Sie haben einen einzigen Fehler, der ihr berufliches Fortkommen unter Umständen hindern könnte.»

Sybil sah ihn erstaunt und bestürzt an.

«Sie brauchen nicht zu erschrecken», sagte der alte Herr begütigend. «Es ist Ihre Schönheit. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, damit Sie sich wappnen können.»

Damit war Sybil entlassen.

Sie lief zur nächsten Telefonkabine und rief Ullmann an. Sie weinte beinahe vor Freude am Apparat, denn die Spannung von vorhin löste sich nun. Sie rief auch Micha an, er war noch nicht da. Um so besser, so würde sie ihn erwarten können, um ihm ihr Glück mitzuteilen.

9. Kapitel

An diesem Abend wurde der Tisch der Freunde im grossen Saal des Auslandsschweizer-Klubs schon frühzeitig durch den Ingenieur, Schnewlins und Ullmann besetzt. Gérans und Honegger fehlten noch. Honegger, der eine feste Mitarbeit an einer grösseren Zeitung erhalten hatte, war noch einmal von seinem Redaktor gerufen worden, würde aber wohl sogleich erscheinen.

Ritter erzählte soeben, dass er wahrscheinlich in Kürze mit einer Gruppe von schweizerischen Grubenarbeitern nach Belgien gehen würde. Er erschien aufgeräumt, voller Hoffnungen und Tatkraft.

«Honegger wartet immer noch ungeduldig auf sein Visum», berichtete Ullmann.

Ritter beschrieb die Tatkraft des Herrn Mayr aus Schwyz und wieviel er ihm zu danken habe.

«Das sind unsere „Daheimgebliebenen“, fügte er ernst hinzu. «Es sind diejenigen, die wir oft verzopft und spießbürgerlich schelten. Was würden wir ohne sie anfangen, wenn wir draussen sind?»

Ullmann dachte an Herrn Brunner und lächelte. «Ja, was würden wir anfangen, ohne sie!» gab er unumwunden zu.

Frau Schnewlins Gedanken waren augenscheinlich nicht anwesend. Aber es mussten keine unangenehmen Dinge sein, die sie in Anspruch nahmen, denn sie lä-

DIE AARESCHLUCHT

Niemand, auch die Geologen wissen nicht, wie dieser Felsriegel zwischen Meiringen und Innertkirchen entstanden ist. Vor etwa 100 Jahren waren nur zwei Nebenschluchten, die lautere und die finstere Schlauche, gangbar. Goethe hat sie im Jahre 1779 besucht. Vor einem halben Jahrhundert, im Jahre 1887, erhielten 12 aus eigener Initiative handelnde Hasler die Konzession, einen Fussweg zu bauen, der mit der Zeit Meiringen und Innertkirchen direkt verbinden sollte. Dazumal war man in der Technik noch nicht so weit voran, und es war deshalb eine bravouröse Tat, als man an den nackten, überhängenden Felswänden einen Laufsteg baute. Die Eröffnung der



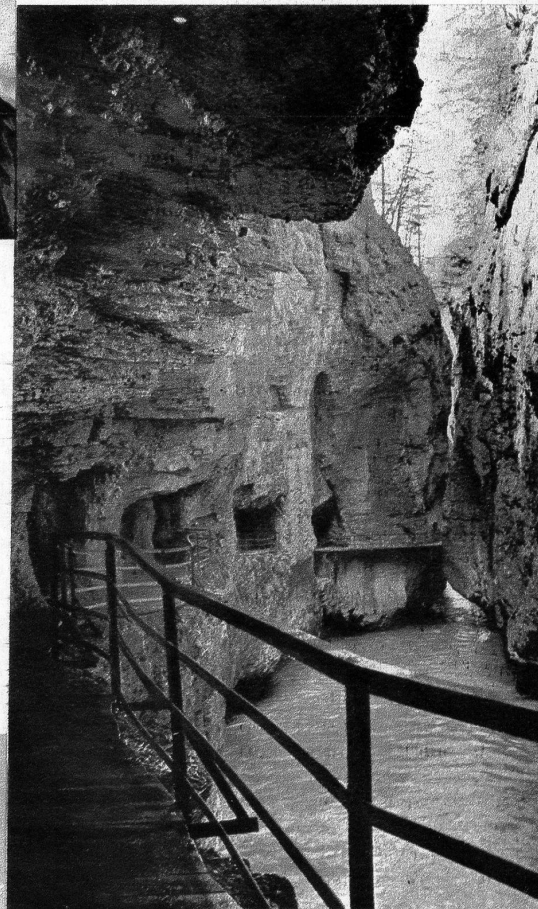
Die Schlucht ist teilweise sehr eng

Schlucht fällt mit jener der Brünigbahn zusammen. Jährlich führte man den Ausbau und die Verbesserung der Wegverhältnisse weiter. 1898 erreichte der Laufsteg den Südausgang und im Jahre 1900 wurden die Felsgalerien ausgebaut und die ersten Beleuchtungsversuche gemacht. 1912 folgte die Tramverbindung von Meiringen und bis zum ersten Weltkrieg gab es Rekordbesucherziffern. Der Weltkrieg hat dann zunächst einen Rückschlag gebracht, aber in den Jahren 1921 bis 1939 wuchs die Zahl der Besucher in stets steigendem Mass.

Der zweite Weltkrieg ist vorbei, die Reiselust ist wieder bei allen Menschen festzustellen, und eine Wanderung zur Aareschlucht gehört mit zum Schönsten, was man sich im Berner Land denken kann.



Zwischen engen, hohen Felswänden durch hat sich das Wasser einen Weg gegraben



Oben: Der Weg von Meiringen nach Innertkirchen durch die Schlucht ist mit Felsgalerien weitgehend ausgebaut worden. Links: Ausgang aus der Aareschlucht

chelte von Zeit zu Zeit versonnen vor sich hin.

„Sie näht Babywäsche“, dachte Ullmann, während er sie betrachtete.

Schnewlin musste immer noch Teppichrollen tragen. Er wollte sich nicht eingestehen, dass ihn neuerdings zuweilen der Rücken schmerzte und ihm diese Arbeit schwer fiel. Hatte ihm der Chef nicht versprochen, ihm das Lager zu unterstellen, wenn er ein Jahr lang seinen Posten zufriedenstellend ausgefüllt habe? Wie lang ein Jahr sein konnte!

Frau Schnewlin musste ihm Abend für Abend die Beine massieren. Auch sie begannen zu schmerzen. Hoffentlich gelang es ihm, durchzuhalten. Ritter schrieb eine Essenz auf einen Zettel, mit der er einreiben solle. Auch müsse er auf sein Schuhwerk achten, damit der Fuss genug Halt habe.

„Es können manchmal die Füsse sein“, klärte Ritter ihn auf. „Dann schmerzt der ganze Rücken. Vielleicht müssen Sie auch Einlagen tragen. Gehen Sie einmal zu einem Fussarzt. Sie sind doch in einer Krankenkasse, nicht wahr?“

Schnewlin bejahte es und bedankte sich. Er verhielt sich heute stiller als sonst, denn seine Schmerzen liessen nicht nach.

Der Saal füllte sich. Ein merkwürdiges Summen war darin, als seien die Leute mit irgend einer besonderen Angelegenheit beschäftigt, die sie von Mund zu Mund weitergaben. Dabei sprachen sie leiser und weniger heiter als sonst.

Ullmann dachte daran, dass die meisten dieser Menschen keine Existenz besaßen und keine Aussicht auf irgend eine neue Zukunft. Er beabsichtigte soeben, aufzustehen, um am Nebentisch zu fragen, was los sei, als Honegger — übrigens leichenblass — erschien. Ullmann begriff sogleich, dass irgend etwas Ernstes passiert sein musste. Der Journalist liess sich auf einen Stuhl fallen und sah alle der Reihe nach an, ohne sie zu begrüssen.

„Géran hat sich erschossen“, sagte er dann ganz langsam.

Hätte eine Bombe vor ihnen eingeschlagen, sie hätten allesamt nicht bestürzt sein können.

„Sie wissen es bereits“, fügte Honegger hinzu und wies über den Saal hin. „Die Abendzeitungen brachten es.“

Die Freunde sahen vor sich nieder. Lange Zeit sprach niemand. Hatte auch keiner von ihnen besondere Sympathien für den hochfahrenden Géran gehegt, so war er doch einer der ihren gewesen. Einer der ihren hatte keinen Ausweg mehr gewusst aus einer verzweifelten Lage! Géran hatte also diese letzte Lösung einem demütigenden Untergang vorgezogen.

Aus diesem Grunde das Summen im Saal! Alle diese Existenzlosen dachten nun stärker an ihr eigenes hoffnungsloses Schicksal. Vielleicht würden sie schon morgen erwägen, ob nicht Gérans Schlussfolgerung die einzig richtige gewesen sei.

Frau Schnewlin fasste sich zuerst. „Wir müssen uns der jungen Frau annehmen!“

Honegger blickte auf Ullmann, der vollkommen konsterniert dasass und sich augenscheinlich noch nicht gesammelt hatte. Honegger wusste, welche Gedanken den Freund bewegten.

„Berichten Sie ausführlicher, was Sie wissen“, bat Ritter.

Es war wenig, was Honegger zu berichten wusste.

Géran hatte sich in Lugano in einer kleinen Pension erschossen. Aus einem Brief an seine Frau ging hervor, dass er keinen anderen Ausweg mehr wisse und eingesehen habe, dass er untauglich sei, für Sybil und sich eine neue Zukunft aufzubauen. Honegger hatte unverzüglich in der Pension angerufen, in der die Gérans in Zürich gewohnt hatten. Man hatte ihm mitgeteilt, dass Géran am Freitagabend nach Lugano gefahren sei.

„Das war der Tag, an dem Sybil die Stellung bei Brunner bekam“, warf Ullmann tonlos ein.

„Ach so!“ sagte Honegger, als wären ihm jetzt die Zusammenhänge klar. Dann fuhr er fort:

„Frau Géran reiste am Sonnabend ihrem Mann nach; sie kündigte vorher das Zimmer und brachte die Koffer zur Aufbewahrung irgendwohin.“

„Ja, zu mir“, sagte Frau Schnewlin überrassenderweise. „Sie bat mich niemandem etwas zu sagen. Sie war blass, aber ruhig. Ich konnte natürlich nicht ahnen...“

„Nein“, sprach Honegger weiter. „Sie wusste ja damals selbst noch nichts, natürlich. Jedenfalls weiss nun niemand, wo sie ist.“

„Ich fahre nach Lugano“, sagte Ullmann fest und stand auf.

Ritter war es, der ihn am Arm wieder auf seinen Stuhl herabzog.

„So“, fuhr er ihn böse an. „Welches Recht haben Sie, sich jetzt in ihre Angelegenheiten zu mischen?“

Ullmann wollte aufbrausen. Ritter aber fuhr mit seiner energischen Stimme ruhig fort:

„Wir glauben immer, die Andern seien uns dankbar, wenn wir in alles, was sie angeht, unsere Nase stecken. Ich sage Ihnen, das ist nicht wahr! Ich weiss, was jetzt geschieht. Jetzt kommt die Polizei, die Zeitungen. Das ist alles schlimm genug. Wir wollen es nicht noch schlimmer machen, indem wir sie jetzt suchen. Wenn sie Ihre Hilfe wirklich braucht“, wandte er sich Ullmann zu, „dann wird sie sich bei Ihnen melden. Wer ist meiner Ansicht?“ fragte er, alle der Reihe nach anblickend.

„Ich“, sagte Honegger.

„Vielleicht haben Sie Recht“, gaben Schnewlins zu.

„Ullmann ballte nervös die Hände. „Ich weiss nicht“, presste er verzweifelt heraus. „Sie muss doch jetzt schrecklich allein und hilflos sein!“

Nun mischte sich Honegger ein. „Sybil Géran ist nicht hilflos, das weisst du so gut wie ich. Frauen sind in solchen Situationen viel weniger kopflos als Männer. Ich kann mir vorstellen, dass sie jedenfalls zu Anfang lieber allein ist. Sie ist sehr stolz und gehört meiner Ansicht nach zu den Menschen, die ihren Kummer nicht gern in fremden Armen ausweinen.“

Ullmann zuckte bei dem Wort «fremd» zusammen. Er sah bestürzt ein, dass sich Honegger nur allzusehr im Recht befand. Was bedeutete er für Sybil? Nichts! Er war ein Fremder, kaum ein Freund. Er hatte ihr eine Stellung verschafft, nun ja, das tat man unter Kameraden. Das war selbstverständlich. Er hatte sie gemalt, das Bild stand fast fertig auf seiner Staffelei. Was wusste er sonst von ihr? Nichts. Er kam sich plötzlich erbärmlich vor, ohne dass er hätte sagen können, warum.

Ähnliche Gefühle bewegten die Andern, während sie still auseinander gingen. Hatten sie etwas versäumt? Einer der Ihren hatte sich in Not befunden. Hätten sie ihm helfen können? Obgleich sie wussten, dass Géran jemand gewesen war, der sich nicht hätte helfen lassen, lastete es wie Schuldgefühl auf ihnen.

Honegger bemerkte, dass der Maler sich noch nicht hatte fassen können. So nahm er ihn am Arm und brachte ihn fast gewaltsam nach Hause. Ullmann lief mit grossen Schritten durchs Atelier, hin und zurück.

„Honegger“, rief er verzweifelt. „Ich halte den Gedanken nicht aus, dass sie allein mit dem allem fertig werden muss. Ich muss fahren, hörst du?“

Er zog das Tuch von der Staffelei und blickte in Sybils ernstes Antlitz.

„Wenn ich nur wüsste, was sie will!“ fragte er in ihre Augen hinein.

Plötzlich trat er auf Honegger zu: „Robert, was ist mit mir los, dass ich nicht weiss, was ich tun soll und hier herumlaufe, wie ein flennendes Weib?“

„Warst du noch nie verliebt?“ fragte Honegger zurück.

„Ich bin nicht verliebt!“

Nein, aber du liebst. Wahrscheinlich zum erstenmal in deinem Leben liebst du wirklich, wie nur ein Mann lieben kann!“

Ullmann starrte den Freund ebenso entgeistert wie entsetzt an.

Dann lächelte er. „Aber dann muss ich doch fahren, nicht wahr?“

Honegger gab es auf. „Fahre!“ schrie er erbost. „Ich gehe jetzt jedenfalls erst einmal Kaffee kochen“, setzte er ruhiger hinzu und verschwand in Richtung Küche.

Während Honegger seinem Freund den heissen Kaffee aufzwang, begann er, Fragen zu stellen, die Ullmann anfänglich höchst nebensächlich erschienen.

„Sagtest du nicht, dass Sybil an jenem Tage, an dem Géran nach Lugano reiste, eine Stellung erhielt?“

„Ja, bei Brunner. Ich verschaffte sie ihr.“

„Vermagst du dir auch nur entfernt vorzustellen, was es für einen Mann wie Géran bedeutet haben muss, dass sie einen Posten bekam? Hm?“

„Nein“, gab Ullmann zu. „Sie freute sich so. Sie weinte fast vor Freude am Apparat. Sie tat es doch für ihn!“

„Ja, eben, sie tat es für ihn. Begreifst du nicht, wie es seinen Stolz verletzt haben muss? Weisst du, was für Kämpfe zwischen den Beiden schon vorausgegangen sind? Ich ahne es.“

„Aber was hätte man denn tun sollen — deiner Meinung nach?“

(Fortsetzung folgt)